**Predigt:** Peterskirche – 19. August 2018.

Apg 9,43; 10,21 - 35.

Prof. Dr. Theo Sundermeier

Liebe Gemeinde,

Über diesen Text aus der Apg. habe ich vor mehr als 30 Jahren schon einmal hier in der Peterskirche gepredigt. Es war meine erste Predigt auf dieser Kanzel, gleichsam meine „Antrittspredigt“. Was hat sich jetzt nach diesen Jahren verändert? Habe ich mich verändert? Wie spricht der Text heute in unsere so tief veränderte Weltwirklichkeit? Diese Veränderungen sind ja nicht zu übersehen: Der Klimawandel ist uns hautnah näher gekommen. Die digitale Revolution hat das soziale Klima tief verändert, wie wir an dem unerträglichen Austausch von Twitterbotschaften sehen.

Auf diese Fragen werden wir vergebens in unserm Text eine Antwort finden. Aber auf eine andere, brennende Frage „Wie ist unser Verhältnis zu den Fremden und zum Islam zu bestimmen?“, auf diese, die Theologie und unsern Glauben tief betreffende Frage müssen wir eingehen und sehen, ob der Text uns an die Hand nimmt und Wege aufzeigt. Die Kirchenleitung der Badischen Kirche hatte ja unlängst Leitlinien zum Thema vorgelegt. Es ist ein Text, der geradezu unter Verleugnung des eigenen Glaubens sich dem Islam annähert. Beide Religionen werden wie in Watte gepackt dargestelt, nur damit man ja keinen Anstoß erregt und liebevoll miteinander umgehen kann. Ist das der Weg, den die Bibel uns zeigt?

Unser Text gibt darauf keine direkt Antwort. Doch wie Petrus, eingebunden in seine jüdische Glaubensgemeinschaft, sich auf die Fremden einläßt, das eröffnet Perspektiven.

Zwei auffällige Begegnungen stehen im Vordergrund. Petrus wohnt bei einem Gerber in der Nähe des Meers. Das ist kein idyllischer Ferienort und -aufenthalt, sondern ein rituell gemiedener, unreiner Ort. Denn die Gerber hatten ständig mit Tierkadavern zu tun. Ihre Arbeit machte sie unrein und das verschloß ihnen den Zugang zum Tempel. Daß Petrus hier einkehrt und einige Zeit bleibt, ist ungewöhnlich, denn bis dahin war er dem Tempel in Jerusalem verbunden, wie die ganze frühchristlich-jüdische Gemeinde. Wie ja auch Jesus. Nun wird das Evangelium in das Haus eines kultisch Ausgestoßenen gebracht. Petrus wohnt bei ihm, kultische Grenzen werden durchbrochen.

War es nicht so schon bei der Geburt Jesu? In einem Viehstall wurde Jesus geboren. Die Hirten gehörten zur niedrigsten, verachteten Volksschicht, dem „am haarez“. Den Armen, den in vieler Hinsicht Ausgestoßenen wird das Evangelium als Ersten gepredigt. „Das, was töricht ist vor der Welt, das hat Gott erwählt“, faßt später Paulus die Botschaft zusammen (1.Kor. 1, 27).Halten wir uns daran?

Hat sich die Kirche in ihrer Geschichte an dieses Vorbild gehalten? Ja und nein. Wo sie sich in ihrer Mission an die Reichen gewandt und sich mit der herrschenden Oberschicht verbunden hat, verleugnete sie es.

Das gilt auch für die neuere weltweite Mission. Wo sie sich unten ansiedelte, wuchs sie und wächst die Kirche bis heute, so in Afrika und China. Wo sie sich aber oben bei den Eliten versuchte durch den Aufbau von Universitäten anzunähern, blieb sie ein elitärer Kreis, wie etwa in Japan. Der erhoffte „trickel -down- effect“ blieb meistens aus. „Statt sich um die arbeitslosen Menschen auf der Straße zu kümmern“, bemerkten mokant Koreanische Christen in Japan mir gegenüber, „sitzen die Pfarrer hinterm Schreibtisch“ und nun ja, sie lesen Karl Barth oder andere deutsche theologische Literatur.

Überall, wo sich die Kirche den kultisch-sozialen Barrieren anpasst, verleugnet sie ihre Herkunft, ist sie gerade nicht Salz der Erde, Licht der Welt.

Doch wir sollen nicht verkennen, gerade auch heute im Umgang mit den Flüchtlingen, wie schwer es ist, solche kultisch und sozial bedingten Barrieren zu überwinden. Wie schwer ist es noch heute, die latent vorhandenen Kastenbarrieren in Indien zu negieren. Kultische und rassistische Barrieren und Vorurteile sind oft Zwillinge.

In S.A. erlebte ich Folgendes. Am Abend einer Tagung war es üblich, dass Referenten und Hörer in den Häusern der Dozenten (es war in Umpumulo, Natal) zusammen saßen und sich weiter austauschten. So saßen dann Vertreter der Schwarzen Theologie und Mitglieder der weißen Gesellschaft bei uns im Haus zusammen und diskutierten miteinander bis spät in die Nacht. Am nächsten Morgen sagte ein Kollege von der UNISA (David Bosch): „Theo, hast Du bemerkt, wie sich der weiße Missionar (ein Mitglied der Reformierten Kirche) unwohl fühlte, als er zusammen mit den schwarzen Studenten auf Eurem Sofa saß?“ „Nein, wieso?“ „Er ist seit Jahren Missionar in der Transkei. Es war das erste Mal, daß er zusammen mit Schwarzen auf einem Sofa saß“.

Petrus hat die kultischen Barrieren überwunden, die ihm seine Religion auferlegte und ist zu seinem verachteten Glaubensgenossen gegangen und wohnte bei ihm. Er lebte, was er predigte.

Wie schwer tun sich heute unsere Kirchen, auch in die umgekehrte Richtung zu den Juden hin sich zu bewegen und z.B. die Messianischen Juden, die Christen sind, aber ihre jüdische Herkunft rituell nicht verleugnen wollen, als gleichberechtigte Gemeinden anzuerkennen!

Doch die Geschichte in unserm Text geht noch weiter. Es findet eine zweite Begegnung statt. Sie ist so wichtig für den weiteren Weg der Kirche, dass Lukas diese Ereignis gleich zweimal erzählt, einmal als Berichterstatter und dann in dem Bericht des Petrus vor der Jerusalemer Gemeinde, die ihn heftig für seinen Gang zu den „Heiden“ kritisierte. Petrus war und blieb „Judenmissionar“. Paulus war später der eigentliche „Heidenmissionar“. Petrus aber, der zentrale Jünger Jesu, öffnet hier den Weg zu den anderen, den Außenstehenden, den Fremdreligiösen. Das ist von entscheidender Bedeutung für den weiteren Weg der Kirche. Paulus muß sich später nicht mehr für diesen Weg rechtfertigen.

Doch was ist das Neue? Kornelius hat zwar den Polytheismus hinter sich gelassen und sich dem jüdischen Glauben genähert. Aber seine Hinwendung zum Monotheismus läßt ihn nicht zum Gläubigen werden, der vom Judentum angenommen wird. Auch Petrus lobt das nicht. Aber er lernt in dieser Situation: Gott ist überall bei den Menschen, bedingungslos! „Er ist nicht ferne von einem jeden unter uns. Denn in ihm leben, weben und sind wir“, sagt Paulus später den Athenern (Apg 17, 27f).

Das zu wissen und zu glauben, sollte doch eigentlich genügen.

Das denken jedenfalls viele heute in der Begegnung mit Muslimen: Es genügt doch, dass wir alle an einen Gott glauben. Ich sehe noch eine Ärztin vor mir, wie sie eine Frau auf den Philippinen spontan umarmte, als sie hörte, dass sie Muslima ist: „Wir glauben alle an den einen Gott. Wir sind doch Geschwister.“ Die Frau reagierte höchst irritiert.

Das ist eine Haltung, die wir heute vielfach antreffen. Sie wird noch dadurch untermauert, daß man sich auf Abraham beruft und von „drei Abrahamitischen Religionen“ spricht. Was hat es damit auf sich? Ist das hilfreich? Ist Abraham dabei mehr als ein bloßer Name? Welchen Abraham meinen wir, wenn man sich auf ihn beruft? Der Abraham, der im Judentum ganz in den Mantel des Mose gehüllt wird? Der Abraham, der Urvater des Glaubens, wie ihn Paulus uns vermittelt? Oder der Abraham, der nach koranischer Lesart seinen Sohn Ismael in Mekka besucht und mit ihm die Kaaba wieder aufrichtet? Und der ein Abbild des Mohammed ist? Denn so hat ihn Mohammed geschildert. Als er nach der nächtlichen Himmelfahrt, auf der er auch Abraham traf, gefragt wurde, wie Abraham aussah, sagte er: „Ich kenne niemanden, der mir ähnlicher ist als Abraham.“ Nicht: dem ich ähnlich bin! Wer im Islam Abraham sagt, meint Mohammed.

Der Glaube an den einen Gott mag als Voraussetzung eines Dialoges dienen, mehr aber gibt er nicht her. Denn durch diesen Begriff „Monotheismus“ werden die Unterschiede verwischt, und im philosophischen monotheistischen Nebel werden alle Argumente grau. Monotheismus ist ein inklusivistischer Begriff, der alle Differenzen ausklammert. Gottes Wirklichkeit, wie sie uns in der Bibel verkündigt wird, läßt sich damit nicht aussagen.

Ich will es mit drei Aspekten verdeutlichen.

1. Gott ist der Schöpfer der Welt. Aber schon das 1. Gebot macht die Besonderheit unseres Glaubens deutlich und verbindet uns mit den Juden: „Ich bin der Herr Dein Gott, der ich dich aus Ägyptenland, aus dem Sklavenhause, geführt habe“ (Ex. 20,2). Gott können wir nur verstehen, wenn wir ihn in seinen Taten an uns wahrnehmen. Er führt die Armen, die Ausgebeuteten, die Sklaven in die Freiheit. „Wir sind zur Freiheit berufen, sagt Paulus.“ (Gal. 5, 13). Das also ist das erste, das wir gegen alle gesetzlichen Vorstellungen und Vorschriften im Gespräch mit den anderen Religionen vortragen und verkündigen müssen. Gott führt uns in die Freiheit. „Kirche der Freiheit“, so hat man im Lutherjahr zu Recht das Sein der Kirche charakterisiert. Gott kann man nicht in abstrakten Begriffen begreifen, sondern nur so, daß wir sagen, was er für uns tut.

2. Und das wird am deutlichsten in der größten Tat seiner Liebe, er sandte seinen Sohn. Auch hier sind abstrakte Begriffe wenig hilfreich, um Gottes Handeln für und an uns zu verdeutlichen. Dass es hier um alles, um das Zentrum unseres Glaubens geht, macht Markus allein im Aufbau seines Evangeliums deutlich, das gelegentlich als Handbuch für Missionare bezeichnet wurde. Das Petrusbekenntnis steht ganz präzise in der Mitte des Evangeliums: „Wer sagen die Leute, dass ich sei?“, fragt Jesus. „Du bist einer der Propheten“, sagen sie. Das sagt auch der Islam. Und nun freuen sich viele Christen und selbst Theologen darüber, dass Jesus auch im Islam als Prophet anerkannt und geehrt wird! Können wir uns damit nicht zufrieden geben und Frieden schließen und so dem Islam näher kommen? Jesus weist dieses Urteil über ihn deutlich zurück. Nein, nicht ein Prophet wie andere vor ihm ist er: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes“ (Matth. 16,16) bekennt Petrus. Das ist das entscheidende Bekenntnis. „Das hat dir nicht Fleisch und Blut offenbart, sondern mein Vater im Himmel“ unterstreicht Jesus dies Bekenntnis. Hier gilt es nichts, aber auch nichts zurückzunehmen oder aufzuweichen!**[[1]](#footnote-2)**

Weder Paulus in Athen auf dem Marktplatz noch Petrus im Hause des Kornelius in Caesarea sind mit einem allgemeinen Gottesglauben zufrieden. Wie monotheistisch er auch sei, er verfehlt Gott. Jesu Leben, sein Tod für uns und seine Auferstehung, wir dürfen das nicht verschweigen, sondern müssen das laut und deutlich bezeugen. Paulus hat in Athen, bei den philosophisch Gebildeten nur wenig Erfolg. Kornelius aber und seine Familie und Freunde erleben ein Pfingstwunder wie zuvor zu Pfingsten die Jünger in Jerusalem.

Nur hier, in der Botschaft von Jesus, dem gekreuzigten und auferstanden Herrn wird Gott für uns greifbar, nur hier erfahren wir, was es heißt: Gott ist die Liebe! Dass Gott seinen Sohn gesandt hat, ist der Beweis seiner Liebe zu uns. Durch ihn allein erfahren wir „Gott ist Liebe und wer in der Liebe bleibt, bleibt in Gott“ (1. Joh. 4,16). Nichts kann uns trennen von dieser Liebe Gottes!

Gott entläßt uns in die Freiheit. Wir dürfen ihm vertrauen (= glauben) oder auch zweifeln. Uns ihm zuwenden oder abwenden. Er schenkt uns die Freiheit zu unseren Entscheidungen. Aber er entläßt uns nicht aus seiner Liebe. In seiner Liebe leben, weben und sind wir!

3. Aber auf noch ein Weiteres macht unser Text aufmerksam. Gott ist der dreieinige Gott, der sich in dreifacher Weise zu uns wendet. Das Begriff „Monotheismus“ verdunkelt diesen zentralen Sachverhalt unseres Glaubens und den Reichtum unseres Gottesverständnisses.

Gott gibt uns durch seinen Geist Kraft, unser Leben neu zu gestalten. Auf alle im Haus des Kornelius, Klein und Groß, Mann und Frau, Angestellte (Sklaven) und Verwandte kommt der Heilige Geist und erfüllt sie zu neuem Sprechen und Leben. Das entsetzt die Gemeindeglieder in Jerusalem. Doch sie müssen lernen, daß des Geistes Kraft „in den Schwachen mächtig ist“ (2. Kor. 12,9).

Eine Freundin meiner Mutter hatte mir als Schüler diesen Text, auf einem Lesezeichen in chinesischer Schrift genäht, geschenkt. Wie oft hat dieser Text „Laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig“ mir geholfen: Als ich als Jugendlicher Kinderlähmung hatte, in schwierigen Situationen später und besonders bei unserer Arbeit in Namibia und Südafrika.

„Der Geist hilft unserer Schwachheit auf.“ (Röm. 8, 26) Diese Kraft meint das NT, wenn es von der Kraft des Geistes spricht und nicht von politischer oder militärischer Macht.

Wie soll unser Verhalten zum Islam sein? lautet die aktuelle Frage, die wir an den Text stellen.„Klarheit und gute Nachbarschaft“ lautet die Überschrift eines vorzüglichen Gutachtens der EKD zum Verhältnis der Kirche zum Islam. Das bringt es auf den Punkt. Wie Petrus in unserm Text können und dürfen wir nichts von dem Geheimnis des Dreieinigen Gottes und seiner dreifachen Zuwendung zu uns Menschen wegnehmen: als Freiheit, Liebe, Kraft. Nur so sind wir gerüstet für ein offenes, friedliches Zusammenleben. Wir sollen uns gegenseitig über unsern Glauben offen austauschen, ohne etwas von unserem Glauben zu verbergen. Das dient der Klarheit. Aber einen Glaubenskonsens im Dialog zu suchen, bringt uns nicht weiter und verwischt die Konturen. Für den ethischen Dialog jedoch müssen wir uns einsetzen, um ein friedliches Zusammenleben in den politischen Gemeinden und im sozialen Umfeld zu erlangen.

Wir sollten das Leben der Kopten in Ägypten zum Vorbild nehmen. Von ihrem Glauben und ihrer Liturgie haben sie kein Jota zurückgenommen. Aber wo es um das friedliche Zusammenleben geht, sind sie im Einsatz.

Ich erinnere mich, als wir mit Pfarrern der Hessischen Kirche in einem der Klöster in Ägypten ein Gespräch mit dem damaligen Papst Chenuda führten. Das brach er früher als geplant ab und entschuldigte sich: Der Staatspräsident hat mich gebeten, um mit ihm über ein schwieriges gesellschaftliches Problem zu beraten! Sein Auto stehe vor der Tür.

Petrus hat erfahren, daß Gott die Person nicht ansieht, sondern, so hören wir, er will in jedem Volk die Menschen in die Freiheit führen, er will jeden mit seiner Liebe umgeben und jeden mit der Kraft des Geistes erfüllen.

Ihm, dem Dreieinigen Gott sei Preis und Ehre in Ewigkeit. Amen

1. Im Koran lautet einer der polemischen Sätze : „Es sprechen die Nazarener: ’Der Messias ist Allahs Sohn’. Solches ist das Wort ihres Mundes. Sie führen ähnliche Reden wie die Ungläubigen von zuvor. Allah schlag sie tot! Wie sind sie verstandeslos!“ (Sure 9, 30. Übers. nach M. Henning. Reclam) R. Paret: „Gott bekämpfe sie!“ (Dieser Satz wird nicht in der Predigt zitiert) [↑](#footnote-ref-2)